



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Boas, Eduard: Ein Ausflug nach Skandinavien. I. : Bis zur See.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Ausflug nach Skandinavien

von

Eduard Boas.

I.

Dis zur See.

An einem klaren Julimorgen begab ich mich nach dem Bahnhof und verließ auf der Eisenbahn Berlin, „das große Straußenei im Sande“, welches die Sonne der Bildung ausbrüten soll. Draußen war der Boden dürr; die Vegetation konnte zu keinem festen Entschluß kommen. Bleichsüchtige Getreidefelder wechselten mit blödem Kiefernholz, und nur selten kam durch blaublühenden Flachs oder purpurne Mohnpflanzungen einige Farbe in das Bild — sonst dominierte die Kartoffel. Das Land sah aus, als schäme es sich, nicht einmal die schüchterne Birke ernähren zu können; ringsum zeigte sich Alles glanzlos und schlaff, nur der Staub hatte allein noch Energie.

Von Angermünde aus überließ ich mich dem Mitteln des Postwagens. Prenzlau und Pasewalk wurden erreicht, verwischte Städte ohne Physiognomien. Der Abend zog über die Felder, weit umher lag dichte Finsterniß — wir waren in Pommern. Ein junger Mensch, auf dessen breiten Lippen sich die Dummheit bequem ausstrecken konnte, erzählte uns: Prenzlau und Pasewalk hätten vormals fortdauernd im Kriege gelebt, aber die Prenzlauer wären von den Pasewalkern bedeutend auf's Haupt geschlagen worden, und noch heutigen Tages bewahre man zu Pasewalk die Köpfe von sieben Rathsherrn aus Prenzlau. Die alte Fehde glühe auch noch immer unter der Asche fort, und wenn ein junger Pasewalker nach Prenzlau auf's Gymnasium gethan würde, dann bekomme er wenigstens doppelt so viel

Brügel, als ein Anderer, und zwar aus Nationalhaß. Er — der Erzähler — müsse das wissen, denn er sei ein Basewalker von Geburt und habe fünf Jahre lang das Prenzlauser Gymnasium besucht.

Mir gegenüber saß eine Dame mit vollem Eisenbeinarm, dem man ansah, daß er gewöhnlich kalt war, daß er aber in traulichen Stunden für einen Pygmalion wohl feuriges Leben gewinnen mochte. Allen Anzeichen nach mußte sie aus Berlin, oder vielleicht sogar aus Potsdam sein. Die Dame lächelte beim Schluß der Erzählung. — Uebrigens ist es wahr: es gab eine Zeit in diesem Winkel zwischen Oder und Elbe, wo Städte, Ritter und Geistlichkeit einander rastlos in den Haaren lagen, wie der treffliche Klöden das in seinem „Quigow's“ so frisch, so treu und so nativ zu erzählen weiß. Noch findet man hin und wieder auf einzelnen Anhöhen, zwischen Fichten- und Eichenwäldungen, die Trümmer von Burgen, in denen jene märkischen Recken gewohnt haben. Originelle Kauf- und Saufbolde, die immer Courage und Durst besaßen, und die wo möglich noch tiefer in Schulden steckten, als ihre ritterbürtige Nachkommenschaft.

Der Basewalker sagte, es sei sehr schade um jene Zeit, und Alles müsse aufgeboten werden, sie wieder zurückzuführen. Damals war der Edelmann noch was werth und konnte leben wie Gott in Frankreich. Wenn zwei Adelige Krieg hatten, so machten sie sich ein wahres Vergnügen daraus; sie brannten dann nämlich die Dorfschaften ihres Gegners nieder und trieben den Bauern ihre Heerden fort. Sich selber aber thaten sie Nichts. Und wenn doch zufällig Ritter Jobst in die Gefangenschaft des Ritters Kurt gerieth, so sprach der Letztere: Ritter Jobst, Ihr seid mein Gefangener auf Ehrenwort und müßt mir fünfhundert Thaler Lösegeld bezahlen! Nun jagten und sofften die Beiden den ganzen Tag zusammen. Ritter Jobst aber schrieb an seinen Vogt, er solle die fünfhundert Thaler, gut oder böß, von den Unterthanen eintreiben, und diese mußten bezahlen, damit ihr „gnädiger Herr“ nur wieder heimkehren konnte. Ja, bei Gott! Es war eine schöne Zeit, und ich hoffe sie bald von Neuem aufleben zu sehen, fügte er mit einem Gesichte hinzu, welches polizeiwidrig dumm aussah.

Ich fragte ihn, ob er vielleicht auf die deutsche Adelszeitung abonnirt sei, er antwortete „Ja!“ und wir kamen nach Anklam, als der Wächter eben Mitternacht abtutete. Fröstelnd hüllte ich mich in

den Mantel und schlief ein. Als ich erwachte, war das Wetter kalt und trübe; die Sonne ging hinter Wolken auf, und bald fing ein betriebfamer Regen an zu strömen. Wir erreichten Greifswald, eine öde, graue Stadt, in der uns glücklicherweise warmer Kaffee erwartete. — Die Ostsee kündigt sich unscheinbar an — man glaubt einem Landsee entgegenzureisen. Unsere Berlinerin, oder vielleicht sogar Potsdamerin, welche den Cooper, den Sue und den Marryat gelesen hatte und jetzt nach Putbus in's Seebad ging, wollte uns trotz aller Beteuerungen nicht glauben, daß sie das baltische Meer vor Augen habe. Ihr fehlte das Erschütternde des Anblicks, das Wellengebrause, Mövengeschriß und Sturmgeheule. Statt dessen fand sie nur einen kahlen Wasserstreifen, flache Ufer, hier und drüben und zur Seite festes Land — die Dame würde sehr unbefriedigt gewesen sein, wenn sie nicht Alles für Scherz gehalten hätte.

Stralsund hat durch Wallenstein's Schwur: „Ich muß es haben, und wenn es mit Ketten am Himmel hänge!“ eine unverdiente Berühmtheit erlangt. Das ist gerade, als wenn Journalisten das fade Buch irgend eines befreundeten Autors durch gigantische Nebensarten künstlich emporgeschraubt hätten. Mit großen Erwartungen nimmt man es zur Hand und findet Nichts als — Langeweile. Stralsund liegt auf der Schattenseite der Cultur, und man merkt wohl, daß schmutzige Fischhändler es gegründet haben. Plumpe, unschöne Giebelhäuser, krummange Gäßchen, elendes Pflaster — das ist die Stadt. Ein schmaler Weg am Ufer, voller Gerümpel, Balken, alten Fässern und Unreinlichkeiten — das ist der Hafendamm. Und hier sollte ich achtundvierzig Stunden verweilen! Nach Rügen konnte ich nicht hinüber, denn die Dächer glänzten naß, und aus allen Rinnen, von allen Bäumen troff der Regen hastig herab.

Ein Aufenthalt in diesem Theile Pommerns kann übrigens wohl als Vorstudium zu einer Reise nach Schweden betrachtet werden. Es herrscht eine gewisse Wahsverwandtschaft zwischen beiden Ländern, und die Provinz Schonen hat in Boden und Vegetation noch ganz den pommer'schen Charakter. Außerdem mußten, durch eine zweihundertjährige politische Verbindung mit Skandinavien, viele schwedische Sitten hier Wurzel fassen. Die Lebensweise der Stralsunder hat noch mancherlei Fremdartiges in sich, und man pflegt die Suppe nicht als die nothwendige Duverture einer Mittagsoper zu betrachten, sondern

schaltet sie lieber in der Mitte ein. Auch der Dialekt läßt jene Wahlverwandtschaft erkennen, insofern ihn die Schweden für Deutsch, die Deutschen aber für Schwedisch halten. Es wird in dieser Küstengegend der letzte Versuch gemacht, unsere Sprache zu reden, und man kann den Versuch nicht eben einen gelungenen nennen. Die Vocale schlagen fast alle in ein dickes a und ö um; die Consonanten sind indifferent geworden, und für den Fremden kaum zu unterscheiden. Nachahmbar ist dieser Dialekt gar nicht, weil der Mund erst durch den häufigen Genuß pommer'scher Klöße diejenige Geräumigkeit erhalten haben muß, welche er nothwendig erfordert. So stolpert er aus vollen Backen daher — ein Dialekt in den Flegeljahren — mit spigen Ellenbogen und schlotternden Beinen, stößt überall an und erregt Lachen, wo er sich blicken läßt.

Was ich vorhin von der Stadt Stralsund sagte, paßt ziemlich für den ganzen Gau; er liegt auf der Schattenseite der Cultur, oder stellt den Epheu vor, der sich mit zähen Ranken an die Schutt- und Trümmerhaufen des Mittelalters klammert. Die Reaction kann keinen besseren Boden für ihren Samen finden, als den pommer'schen, denn hier ist noch viel feudalistischer Urwald, den die Art des Fortschritts selten angerührt. Man darf sich nur in Stralsund umsehen, wie da im Rathhause, vor der langen Reihe von Nachwächterspiessen, ernsthaft eine Wache steht, und wie die Leichenbitter mit Degen bewaffnet einerschreiten, dann wird Einem schon ganz mittelalterlich zu Muth. Aber das sind äußerliche Erscheinungen, das ist nur des Pudels Haut. Dahinter wohnt Vorliebe für Privilegien, Monopole und Zunftwesen, welches Letztere selbst der Gewerbefreiheit widerstanden hat, ohne ihr einen Stein seiner chinesischen Mauer zu opfern. — Die Ehrlichkeit der Pommern ist, wie ihre Grobheit, zum Sprichwort geworden. „Grob hält gut!“ sagen sie. Gerade, als ob ein ehrlicher Mensch nicht auch höflich sein könnte.

Zwar ist Pommern ein stockprosaisches Land, aber Finsterniß hat immer eine Art von grauenhafter Romantik, und darum gibt es eine Menge pommer'scher Sagen, in denen fast regelmäßig Monsieur le Diable seine Rolle spielt. Sie sind wenig bekannt, und ich will eine der hellsten und frischesten wiederzugeben suchen.

Bei Stargard liegt, zwischen fetten Weidenhügeln, die Madüe, ein platter blauer See, und vor der Reformation spiegelten sich die

Thürme und Zinnen des Klosters Kolbag in ihm. Hier wohnte seit einiger Zeit der Pater Martin, welcher weit aus Italien hergekommen war, doch nicht freiwillig, sondern auf Befehl seiner Obern und zur Strafe für das Aergerniß, das er tagtäglich gegeben. Man weiß ja, wie nachsichtig die Herren stets gewesen sind, wo es fleischliche Sünden galt, und deshalb kann man wohl behaupten: Pater Martin muß es etwas toll getrieben haben. Derselbe sah sonst wie andere fromme Mönche aus: seine Platte brauchte nicht geschoren zu werden, denn es wuchsen doch keine Haare darauf; in seinem glänzend feisten Antlitz funkelten zwei lüsterne Augen. Die rothen Wangen, das Doppellinn, der Bauch, dessen kein Falstaff sich hätte schämen dürfen . . . all diese Einzelheiten deuteten an, wie gut dem ehrwürdigen Pater das Fasten und Kasteien in Italien bekommen war. Aber wunderbarer Weise nahm, seit Martin sich zu Kolbag befand, der Vollmond seines Antlitzes immer mehr und mehr ab, und auch das runde Bäuchlein wurde schwächer. Still und traurig schlich er durch die gewölbten Hallen, aller Lebensmuth schien ihm dahin, und seine Ordensbrüder brachten tausend Vermuthungen vor, was ihm wohl fehlen möge.

Eines Tages, als Pater Martin aus dem Refectorio kam, hielt er im Klostergarten folgendes Selbstgespräch: Nein, das ist nicht auszuhalten! Statt des goldig blauen Himmels diese Witterung, die aus drei Achtel Nebel und fünf Achtel Regen besteht! Statt der weichen, feurigen Südländerinnen die kalten plumphen Bauerdirnen! Statt der üppig schwellenden Tafeln diese Hospitalmahlzeiten — ich magere so zusehends ab, daß sich leicht die Zeit berechnen läßt, wo gar Nichts mehr von mir übrig sein wird. Wie haben wir heute wieder gespeist! Zuerst jene sprichwörtliche „blaue Grütze“, dann ein Stückchen Rügenwalder Spickgans, und dann Maränen — Maränen? Gerechter Gott! diese kleinen grätigen Fischchen, die in Italien kein Facchino essen würde, verhalten sich zu unseren hesperischen Maränen, wie Disteln zu Dattelpalmen. Crassus hatte Fische in seinem Behälter, die er so innig liebte, daß er die Hingeschiedenen beweinte und sie prächtig bestatten ließ. O, ich möchte auch weinen, wenn ich an die glänzenden Maränen denke, deren perlmutternes Fleisch sich in feinen Blättern ablöst, einer silbernen Rose vergleichbar. Der Teufel soll mich holen, und meinerwegen noch zwölf Mönche dazu,

wenn er im Stande ist, mir eine Schüssel Maränen zu verschaffen — — —!

Der Leser weiß, daß zu jener Zeit ein weit freundlicherer Verkehr, als jetzt, ich möchte beinahe sagen, ein gewisses Familienverhältniß zwischen den Menschen und dem Teufel stattfand. Man rief ihn und er kam. Darum hatte Pater Martin seine Worte kaum ausgesprochen, so rauschte es in den Büschen, und leibhaftig stand der Gottseibeiums vor ihm. Es war aber nicht der moderne Satan, der sich längst seinen Klumpfuß hat operiren lassen und sich nun, in Civil oder Uniform, wie andere Leute trägt. Auch nicht Mephisto mit dem Mäntelchen von rother goldverbrämter Seide und der Hahnenfeder auf dem Hut, denn damals waren noch keine Commentare zu Goethe's Faust geschrieben. Der alte echte Teufel war es, mit Horn und Schweif und Klaue — jenes historische Costüm, das eigentlich so gut wie andere wieder hergestellt werden mußte.

Man möge nicht etwa glauben, Pater Martin sei sehr erschrocken gewesen — das würde sich in seiner Stellung schlecht geizem haben. Zwar erwartete er nicht, daß ihn der Teufel sogleich beim Wort halten würde, doch da es einmal geschah, so benahm sich Martin, wie es sich für einen Mann von Welt und Erziehung schickt. Er schloß mit dem Bösen einen Contract, worin folgende Paragraphen vorkamen:

- §. 1. Signor Diavolo verspricht seiner Hochehrwürden, dem Pater Martin zu Kloster Kolbaz in Pommern, bis morgen früh vor dem dritten Hahnenschrei ein Gericht frischer Maränen aus dem See von Avella in Italien herbeizuschaffen und an ihn abzuliefern.
- §. 2. Der Herr Pater Martin verpflichtet sich dagegen, dem Signor Diavolo sowohl seine eigene Seele, als die Seelen von zwölf anderen Mönchen des Klosters erb- und eigenthümlich für alle Ewigkeit zu überlassen.
- §. 3. Beide Theile, völlig dispositionsfähig, haben die einzelnen Punkte wohl erwogen, sie entsagen dem Einwande der Uebervorthellung von mehr als die Hälfte, und wollen, daß dieses Pactum sowohl von ihnen, als von ihren Erben und Nachkommen genau erfüllt werde.

Ob die Herren den Contract, herkömmlicher Weise, schriftlich machten, oder ob sie das Ganze als einen Gegenstand unter fünfzig Thaler betrachteten, wobei auch mündliche Uebereinkunft bindend ist — das weiß ich nicht und kann darüber keine Auskunft geben. Genug, der Satan fuhr vergnügt von dannen, und auch Pater Martin befand sich anfangs in der besten Laune; er tanzte ordentlich vor Lust, wenn er an sein Leibgericht dachte, das er für solchen Spottpreis erhalten sollte. Aber nach und nach wurde er stiller und schwermüthiger. Sei es, daß die Grüze oder die Mügenwalder Gänsebrust ihm Unverdaulichkeiten machte — genug, sein Gewissen regte sich, und er ging endlich zum Abt, um ihm Alles zu beichten. Dieser schüttelte zwar vorwurfsvoll das Haupt, allein er versprach doch, das Möglichste zu versuchen, ob er den dummen Teufel nicht überlisten könne.

Inzwischen war es Nacht geworden, und eine dicke pommersche Finsterniß bedeckte die Welt. Der Abt öffnete das geheime Klosterpförtchen, bog die Brombeeren zurück, die es umrankt hatten, und schlich hinaus. Am Rande der Madüe, wo zwischen spitzen grünen Schwertblättern die gelben Wasserlilien wuchsen, verbarg er sich hinter einem Heuhaufen, der wie eine Mönchskappe geformt war, und den die Bauern deshalb noch jetzt „eine Kapuze“ zu nennen pflegen. Alles ist finster und still ringsum; nur aus den gothischen Fenstern der Klosterkirche glüht trübbröthlicher Lichtschein, und zuweilen flattern von dort Orgelklänge und Bußgesang herüber. Auch Pater Martin liegt zerknirscht am Altar und richtet sein Gebet an den heiligen Petrus, der ja bekanntlich ein Liebhaber von Fischen gewesen ist.

Draußen geht plötzlich ein Säusen und Brausen an. Wie wenn der Sturmwind um seine schöne Braut den Mantel schlägt und mit ihr durch die heulenden Lüfte flieht, so kam der Teufel wieder nach Kolbaß gezogen. Auf seinem Rücken hing der Sack voll Maränen, die er direct aus Italien hergeholt hatte. Der Orgelton und das „Veni creator spiritus!“ der Mönche machten ihm nervöse Zufälle, doch setzte er sich entschlossen wartend auf einen Stein. Endlich wird es still im Kirchlein, die Lichter verlöschen, und er will dem Pater nun die Maränen abliefern. Da hört man hinter dem Heuhaufen einen Hahn krähen, und Flammen sprühen aus des Satans Augen. Zum zweiten Male erschallt das lustige Frühgeschrei, der Teufel stampft

mit seinem Pferdefuß, daß der Boden dröhnt, und zum dritten Male läßt unser Abt ein recht natürliches „Kickeriki!“ vernehmen.

Da schwingt sich Signor Diavolo wuthschraubend empor, und es riecht nach Schwefel, als ob ein Weinhändler in seinem Keller beschäftigt wäre. Der geprellte Höllensfürst zieht hinweg und findet nur in dem Gedanken noch Trost, daß er seine nutzlose Reise nach Italien ja beschreiben und herausgeben könne. Als er über der Madüe schwebt, beschäftigt ihn dieser Gedanke so sehr, daß ihm der Sack voll Maränen entfällt und in die Wellen sinkt. Seitdem leben dort die bunten Fische, zart und schön, wie die Seen Italiens und der Schweiz sie nur irgend bieten. Sie haben durchaus nichts Infernalisches an sich, und die frömmsten Leute entblöden sich nicht, ihre Tafeln damit zu schmücken.

So lautet die Sage, und man kann daraus die zeitgemäße Moral ziehen: daß es wohl des Versuches lohnte, schwachhafte Fische nach Gewässern zu versetzen, wo sie nicht heimisch sind, und wo der gebildete Ichthyophage ihren Genuß entbehren muß. Man sieht ja, daß es möglich ist, sie zu acclimatificiren, denn Friedrich der Große hat auch den Sterlet (*Acipenser Ruthenus*) aus der Wolga und dem Jaik nach Pommern bringen lassen. Derselbe kommt dort noch zuweilen vor, und bei besonders festlichen Gelegenheiten ziert Einer den königlichen Tisch.

Am Abend vor meiner Abreise hellte sich der regnerische Himmel ein wenig auf, aber im Osten blieben düstere Wolkenballen lagern, und grellgoldig ging die Sonne unter. Das Stralsunder Rathshaus mit seiner alterthümlich durchbrochenen Fassade und den Kirchtürmen daneben glühte so energisch, daß der Widerschein blendend in mein gegenüberliegendes Zimmer fiel. . . . Alles deutete auf Regen und Sturm.

U e b e r f a h r t.

Morgens war es doch noch leidlich hell, und der Westwind fegte den Himmel von Dünsten rein. Im Hafen schaukelte die „Königin Elisabeth“, ein schönes Dampfboot; ich bestieg dasselbe, und mit dem Blockenschlage verließen wir das Land. Zur Linken hatten

wir die schmale Insel Giddensee, zur Rechten zeigten sich Rügens flache Ufer, hinter denen Stubbenkammer, das Carrara der Kreide, emporstieg. Auf dem Eiland ruht Hertha's keuscher Hain mit dem tiefen, stillen See, wo einst Sklaven den Wagen der Göttin waschen mußten, und wo die Unglücklichen dann in der blauen Fluth untergingen, damit sie von den Eleustinen Nichts verrathen konnten. Hierher wandern alljährlich in den Hundstagsferien die Lehrer und Schüler norddeutscher Gymnasien; ihren Tacitus in der Hand, betreten sie mit ehrfurchtsvollem Schauer die classischen Stätten, gedenken der alten Rugier und schreiben ihre Empfindungen in's Tagebuch.

Ich aber kümmerte mich um Hertha, Tacitus und Rugier nicht — ich fuhr ja wieder einmal auf der freien frischen See und jubelte „Thalatta! Thalatta!“ Alle Sorgen, allen Kummer warf ich von mir; ich vergab allen Recensenten und sog in vollen Zügen die kräftige Meerluft ein. Zu Mittag waren wir auf der Höhe von Arkona, die Sonne stand als ein großes Freudenauge am Horizont, und die laue, blaue See glitzerte und schimmerte ordentlich vor Lust. Auch auf dem Schiffe war es nicht traurig und still. Wir hatten Tyroler an Bord, zwei Männer und ein Mädchen, welche gegen Norden zogen, um den Scandinaviern ihre hellen Berglieder vorzujodeln. Den Einen hätte ich freilich lieber mit Stugen und Alpstock auf den Felsen sehen mögen, denn er war ein schöner Mann, und alle seine Bewegungen zeigten jene frische Entschlossenheit, welche nur ein Volk erwirbt, das fortwährend von den Gefahren der Alpenwelt umgeben ist und sie bestegen muß. Das Leben in der Fläche macht blöde und unsicher. Sein Kamerad mochte aber wohl Einer von denjenigen Tyrolern sein, die heute als Handschuhhändler, morgen als Sänger und übermorgen als Vagabund auftreten; es flog ein wüster, lauernder Zug über sein ewig lächelndes Angesicht. Das Mädchen hatte schwarze erfahrene Augen, und man fühlte bald, daß sie zum Tempeldienst der Vesta verdorben sei.

Unsere Reisegesellschaft placirte sich im Halbkreis auf dem Deck; den Mittelpunkt nahmen die Tyroler ein, sie sangen und spielten, tanzten und jodelten in Einem fort. Ich saß zu den Füßen einer jungen Schwedin, welche mir die schwierigsten Wörter ihrer Muttersprache vorsagte, doch benahm ich mich so täppisch bei der Lektion, daß die hübsche Lehrmeisterin gar nicht aufhörte zu lachen. Die Küste

schwand indessen hinter uns, wir waren Stundenlang nur von Himmel und Wasser umgeben; allein wir bemerkten es kaum, denn spiegelglatt lag die See, einem silbernen Binnenwasser vergleichbar. Der Berliner Kammermusikus, der die Reise mitmachte, war sogar halb und halb ärgerlich, denn er meinte: ein ganz kleines Stürmchen hätte er doch gern erlebt.

Während uns die Zeit in Scherz und Lust vorübergaukelte, hob sich das schwedische Ufer aus den Wellen empor, und bei Sonnenuntergang landeten wir im Hafen von Ystad. Es ist das ein kleiner engbrüstiger Ort mit einem einzigen Kirchthurm, aber lautes Regen und Treiben wogte vom Quai bis zum Gasthose hinauf. Im Menschengewühl sah ich sogar eine cigarrenrauchende Dame, und wie man sich im fremden Lande aller heimatlichen Spuren freut, so begrüßte ich hier gerne diese Vorläuferin der Frauenemancipation. Aus dem Hotel rauschte mir ebenfalls eine helle Munterkeit entgegen, die Sprachen mancher Völker tummelten sich durcheinander, und in der Mitte stand Herr Lund, des Hauses ehrlicher Wirth, stets bemüht, die tausend obwaltenden Mißverständnisse auszugleichen.

Es gibt immer ein sonderbares Gefühl, wenn man sich Abends in einem Lande findet, das durch und durch verschieden ist von dem, welches man Morgens verlassen hat. Und Schweden tritt gleich sehr charakterfest auf; die kleinsten Sitten und Zustände äußern sich sehr nationell, es fehlt jener leise schattirte Uebergang, den man bei Völkerschaften sieht, die nur durch politische Grenzen von einander geschieden sind. Wie gesagt, das Land stellt sich von Hause aus ursprünglich und eigen dar, aber die Erwartung einer gewissen rauhen Kälte und Stille der Bewohner, welche ich mitgebracht, sollte schon in Ystad vertilgt werden. Im Hausflur und auf der Treppe rauschten seidene Gewänder an mir vorbei; ich sah hohe Damengestalten, schlank Taille und lachende Augen. Das Halbdunkel mehrte den Reiz der Neuheit noch, und ich war ganz trunken vor Ueberraschung, als mich ein Sonnenschirm-Fächer neckend auf die Schulter traf.

Mein Zimmer lag vorn heraus, die Fenster beherrschten weit den Meerespiegel, und ich fand dasselbe für ein kleines Hafenstädtchen recht gut mit Sopha, Lehnstühlen und Himmelbett eingerichtet. Unter der Mouffelinwolke des Letzteren schlief ich vortrefflich, bis Herr Lund mich früh mit der Sonne weckte, um mir anzukündigen: der

„Svithiod“ zeige bereits seine flatternde Rauchstandarte am Horizont. Gegen sechs Uhr legte das Boot an, ich bestieg es und fühlte mich ziemlich fremd und unheimlich darauf. Die Reisegesellschaft kam von Lübeck; sie hatte bereits Leid und Freude mit einander durchlebt und schien wenig geneigt, noch einen unerfahrenen Neophyten in ihre geschlossene Loge aufzunehmen. Solch Verhältniß hat immer etwas Peinigendes. Mit mir schifften sich nur die Tyroler und etliche hundert Schweine ein, welche gepökelt waren — nämlich die Schweine.

Nachdem ich die Präludien überstanden, wurden die Anker gelichtet. Das Wetter war schön, aber die See rauschte hoch, und auf den blaugrünen Blättern der Wellen blühten silberweiße Schaumküllten. Mehrere Passagiere sahen blaß aus, ihre Nasen traten spitz hervor, und zuerst fielen die Tyroler der Seekrankheit anheim. Neptun mochte wohl ärgerlich sein, daß die Kinder der Berge sich in sein Reich gewagt, und diese wünschten sich zu den höchsten Alpen hin, wo die Lawine niederdommert, wo Gebirgswasser sich gewaltsam Bahn brechen, und wo die Nagelstöße Alles, was ihr nahe kommt, zu begraben droht. Es gibt keine unzuverlässigeren Ausdrücke, als Muth und Gefahr — das hängt eben nur von Gewohnheit ab. Der allein ist muthig, der unerwarteten, nie gesehenen Schrecken mit kühnem Auge und ruhigem Herzen entgegengeht.

Das Schiffsglöcklein läutete, wir wurden zum Frühstück gerufen. So eine schwedische Frühstückst entwickelt sich nicht ohne gewisse epische Breite. Bald nach dem Aufstehen genießt man einen Kop Kaffe med skorpor, d. h. mit Zwieback, und zwei Stündchen später setzt man sich an den vollständig gedeckten Tisch. Hier nimmt man zuerst einen sup, nämlich ein Glas Kümmel- oder Anisbranntwein, dann trinkt man Thee, isst Butterbrod, Schinken, Wurst, Käse und Bier dazu, und am Ende folgt noch ein warm Köträtt-Beefsteaks, Cotelettes oder dergleichen. Während der Mahlzeit zeigte sich die Gesellschaft schon offener und zugänglicher; ich begriff nun, daß ich von interessanten Charakteren umgeben sei, und diese Ueberzeugung machte mich eben so heiter als entgegenkommend. Ich will ganz kurz die Silhouetten einiger Personen zeichnen, welche der Zufall im Salon des „Svithiod“ vereinigt hatte.

Oben an der Tafel saß unser Capitain, ein hübscher Mann mit jovialen Augen. Er hatte für jeden Passagier eine besondere Auf-

merksamkeit, auf jede Frage ausführliche und freundliche Antwort — er war Schwede durch und durch. Dann kamen zwei zahlreiche Predigerfamilien, mit denen, als Pensionärin, eine kleine Gräfin reiste. Nie sah ich ein reizenderes, unschuldigeres Kindergesicht, allein ihre großen braunen Augen schienen bestimmt, künftig einmal unsägliches Glück und Unglück anzurichten. Neben ihnen saß ein hochgewachsener Mann in einfachster bürgerlicher Tracht; seine ganze Haltung ließ jedoch den Militär nicht verkennen. Graf S. war es, ein Nachkomme jenes Freundes und Feldherrn Friedrich's des Großen, welcher den Sieg bei Prag am 6. Mai 1757 mit seinem Leben erkaufte. Er kam eben von der Feuerrnte auf den Gütern, die dem tapfern Vorfahr gehört hatten, und die dem Erben lange entzogen wurden, weil ihr Besitz nicht hinreichend documentirt war. Aber Friedrich Wilhelm III. sagte: „Recht muß Recht bleiben, wenn man auch nicht Brief und Siegel darüber vorzeigen kann!“ und gab der Familie ihr Eigenthum zurück, das eine halbe Million werth ist.

Des Grafen Nachbarin war Frau Nyberg, eine schwedische Dichterin, die unter dem Namen „Euphrosyne“ schreibt. In Deutschland kümmert sich freilich kein Mensch um die „Dikter af Euphrosyne“, doch jeder gebildete Schwede kennt sie und ihre Verfasserin. Diese mag einst schön gewesen sein, jetzt aber sind Furchen, wo vormals Blüten waren. Euphrosyne ist 1785 geboren — Schriftstellerinnen erkaufen ihren Ruhm theuer genug für den Preis, daß ihr Alter in jedem Lexikon steht. Eine schwarze Tüllhaube mit feuerrothen Blumen bedeckte ihr Haupt, und um den Hals trug sie große Bernsteinkorallen, eine goldne Uhrkette und ein sammetnes Lorgnettenband. Sie blieb immer still und in sich zurückgezogen, sprach wenig, und verlebte den größten Theil des Tages unten in der Cabine. Frau Nyberg kehrte von Paris zurück, und mit ihr reiste ein junges Mädchen aus angesehenen Familie. Emilie Holmberg, so heißt sie, hat ein reiches musikalisches Talent; ursprünglicher Reiz zeichnet ihre Liedercompositionen aus, welche um so günstiger empfangen wurden, als die Muse der Tonkunst dem Lande Schweden bisher nur spärliche Geschenke gab. Es schwebte etwas ungemein Zartes und Elfenartiges um die ganze Erscheinung dieses Mädchens. Lange Locken flatterten an ihren durchsichtig weißen Schläfen herab, zwei Taubenaugen schauten fromm und freundlich in die Welt, und

nur ein leiser Anflug von Melancholie dämpfte ihren Spiegel. Emilie zeigte sich unbefangen und plauderte gern mit den Männern; ihre Seele war zu rein, um prüde sein zu können.

Zur Seite der Componistin saß ein hübscher jugendlicher Mann im weiten Kaftan von grünem Sammet, Baron R., ein Nachkomme dessen, der mit Ankarström und Horn geloost hatte, wer den König erschießen solle. Wir konnten uns keinen munterern und liebenswürdigen Reisegenossen wünschen. R. wollte keinen Moment ohne Genuß verfliegen lassen, und man sah es seiner hohen markigen Figur an, daß ihm die physische Kraft gegeben sei, die zu solchem Streben erfordert wird. Er war früher einer der berühmtesten Löwen Stockholms; hundert Abenteuer, hundert pikante Novellen blühten in seinem dunklen Blick, und ein feiner Materialismus lag auf allen Zügen. Vor Kurzem hatte R. ein blühend schönes Weib genommen, und sowohl dies, als eine gediegene Bildung milderte seinen ungefüm feurigen Sinn, wenn ihm auch zuweilen der Witz noch etwas champagnerwild von den Lippen brauste. Aber immer war er frisch, angeregt und geistvoll, die Schlassheit kannte er nicht.

Auf der andern Seite des Tisches hatte sich zuerst ein Engländer placirt, ein echter Engländer, der während des Essens für jede Unterhaltung verloren ging. Sein Nachbar, ein junger Forstmann aus Dänemark, war mir, seit ich das Schiff bestiegen, zutraulich und freundlich entgegengekommen, und auch ich fand Vergnügen im Umgang mit ihm. Nun folgte der geniale Violinspieler Nagel mit seinem lebhaften Frauchen. Sie kamen von Amerika, wo er für silberne Töne goldene Realen eingetauscht, und beide befanden sich in bester Laune. Nagel, ein Jude von Geburt, stammt aus Laibach und wird von den Stockholmer Musikkreunden sehr geschätzt. Er ist ein vollendet schöner Mann und spricht sieben Sprachen mit gleicher Eleganz.

Neben Madame Nagel hatte ich Platz gefunden, und meine andere Nachbarin war eine junge Schwedin, von der ich nur erfuhr, daß sie Maria hieße. Sie mochte kaum über achtzehn Jahre alt sein, und man kann sich wirklich kein reizenderes Wesen denken. Der schlank und doch volle Wuchs; die unbeschreiblich feine Haut, durch welche das Gewebe der Adern schimmerte; der Carmin ihrer Wan-

gen, zarter Emaillé vergleichbar; kohlschwarzes Haar und cyanenblaue Augen — das Alles vereinigte sich zu einem entzückenden Bilde. Aber hin und wieder flog ein ängstliches Zucken um Maria's Mund, wie die Mimosa zusammenfährt, wenn ein Insekt ihre Blätter berührt. Das Mädchen hatte gewiß schon viel Lust und Schmerz erlebt, sie hatte vom Baum der Erkenntniß gekostet — man konnte es im tiefen traurigen Geheimniß ihrer Augen lesen. Nur mit kurzen Worten antwortete sie auf meine vorsichtigen Fragen, sie war still wie ein gebrochenes Herz.

Bei Maria saß ein mercantiltischer Jüngling aus Lübeck, der sich noch möglichst vergnügen wollte, ehe er nach Simland ging, und an seiner Seite befand sich Monsieur Robineau, ein kleiner flotter Franzos. Er reiste, um Aufträge auf bunte Papiere, Champagner, Goldleisten und seidne Waaren zu sammeln, doch das Hauptgeschäft machte er mit ewig gutem Humor. Von seinem spaßhaft häßlichen Gesicht war unter dem dichten Barte wenig zu sehen, er trug ein rothes Mützchen und sah wie ein säbelbeiniger Gnome aus. Keinen Augenblick konnte er still bleiben, fortwährend rückte er mit dem Stuhl und schleuderte sprühende Witzraketen über die Tafel. — Es kamen hierauf noch beinahe ein Duzend Passagiere, von denen sich durchaus Nichts weiter sagen läßt, als daß sie auch auf dem Schiffe waren.

Man wolle es nicht übel deuten, wenn ich meine Reisegefährten so umständlich beschrieb, als ob es eine Schlachtordnung homerischer Helden wäre. Was hat der Seefahrer wohl sonst für Gegenstände, die seine Aufmerksamkeit fesseln, seine Leser interessiren könnten? Einsam rauscht das Schiff durch die Wasseröde, und gibt es ja grandiose Naturschauspiele, dann pflegt sich ein reisender Schriftsteller selten in der Lage zu befinden, um sie nachher mit treuen Farben zu schildern. Diesmal verhielten sich Wind und Wogen noch ziemlich ruhig, es flog nur ein frisches Lüftchen über den waltenden Spiegel hin, und während wir an der grünen, kornreichen Küste von Schonen entlang unsre schäumende Furche zogen, stieg im Süden Bornholm empor. Kaum hatten wir aber den letzten Landstreifen aus dem Gesicht, da wurde das Wetter wüth und wild. Unser Dampfboot schaukelte so gewaltig, daß die kaum Genesenen

sich von neuem frank fühlten, und der Sturm jagte die Wellen über Deck, auch uns Gefunde vertreibend.

Einige Worte werden hinreichend sein, die Localität des Schiffes anzudeuten. Vorn liegen die Cabins der Damen, zu denen kein Mannsbild hinunter darf, und im Hintertheil ist die große Kajüte. Diese enthält den elegant eingerichteten Salon, von zwölf Herren-Cabinen umgeben. In jeder Zelle befinden sich zwei Betten über einander, und sie kann, nach dem Salon zu, entweder durch eine feste Mahagonythür, oder durch eine leichte Seidengardine geschlossen werden. Dies bietet den Männern die ungemeine Behaglichkeit, sich, während die Damen bei schlechter Witterung den Salon suchen müssen, in ihre Häuslichkeit zurückziehen zu können. Hinter der blauen Gardine kleidet man sich um, streckt sich auf dem Lager aus und hört drinnen die Unterhaltung. Ja, man plaudert sogar mit den Damen, und oft wissen diese kaum, aus wessen Zelle die Stimme tönt, die sich in ihre Gespräche mischt. Das gibt dann zu Irrthum und Laichen Veranlassung.

Als oben auf dem Deck, der überströmenden Wellen wegen, nicht mehr zu dauern war, hatten wir uns im sichern Raum des Salons versammelt, und es wurde hier ein musikalischer Zirkel arrangirt. Der kleine verschmigte Tyroler trug jene postterlichen Stücklein vor, die in Oesterreich so sehr beliebt sind. Auch Fräulein Holmberg sang, und Nagel begleitete sie auf der Guitarre. Es waren größtentheils schwedische Volkslieder, und aus diesen sehnsüchtigen Weisen mit ihrer schmeichelnden Wehmuth blühte mir Schwedens Volkscharakter recht unmittelbar entgegen. Einer brachte die Nachricht, des Wetters Ungestüm habe sich ein wenig gelegt, und wir gingen, in Mäntel gehüllt, auf dem nassen Deck umher. Da kam ein andres Dampfschiff — der „Gauthiod“ — an dem unsrigen vorbei, wir salutirten einander und begrüßten uns mit den Passagieren drüben so vertraut, als ob es lauter Freunde und Bekannte wären.

Nach dem Souper eröffneten wir von neuem den musikalischen Salon, und Emilie, die junge Sängerin, bezauberte mich. Sie war nicht groß, ihrem Gesicht fehlte es an Farbenfrische. Ein matter Teint, dunkelblondes Haar und graublaue Augen lassen sich

nicht schön nennen, aber wenn sie die Guitarre nahm, wenn sich ihre Lippen zum Gesang öffneten, dann belebte sich das Alles. Ueber die Wangen zog ein leises Roth, die Augen glänzten seeleninnig und die Locken rollten müde um das liebe Angesicht, wie Thränenweiden, durch die der Mondstrahl schimmert. Hierzu nun die Streiflichter der schwankenden Schiffsampe! der düstere Hintergrund des Gemaches; im Innern ein Kreis entzückter Hörer; draußen das Stampfen der Maschine, das Brausen der Räder, das Krachen der See . . . dies vereinigte sich, um eine eigne, feenhafte Scenerie hervorzubringen.